



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Galmscher Poesie wird schwerlich zum weitem Beschreiten seiner Pfade verlocken. Auch der Wirkung der ursprünglichen spanischen Schöpfungen stehen die früher angedeuteten Hindernisse im Wege. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Meisterwerken der spanischen Litteratur kann vielleicht hie und da die Funken der ästhetischen Freude daran wieder zu einer hellern Flamme emporblasen. Im großen und ganzen würde dies aber keinen Einfluß auf unser litterarisches Lesen haben. Was uns fehlt, ist nicht eine Verbreiterung, sondern eine Vertiefung der litterarischen Interessen, der Teilnahme an poetischen Schöpfungen und Bestrebungen. Der feinste Kenner spanischer Mantel- und Degenstücke kann leider eine sehr unsichere Empfindung über Wert und Unwert deutscher Dichtung, lebendiger poetischer Bestrebungen haben. Angesichts der Zerfahrenheit und der Urteilslosigkeit in künstlerischen Dingen, der vielseitigen Ansprüche an die wenigen Mußestunden, die uns heute gegönnt sind, gilt es, Wünsche, die man für den Anteil an fremdländischen, in keiner unmittelbaren Beziehung zu uns selbst mehr stehenden Litteraturen haben kann, zurückzudrängen. Die geforderte Vereinfachung, die unsrer Bildung ein stärkeres Rückgrat geben soll, kann doch der Schule nicht allein auferlegt werden. Wir ändern müssen auch etwas dazu thun, und der Verzicht auf Spanisches wird nicht der einzige sein, zu dem wir uns nachgerade entschließen müssen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Briefe von Viktor Gehn. Mit so großer Freude man auch das Erscheinen von Briefen Viktor Gehns begrüßen, mit so viel Genuß man sie auch lesen mag, so nötigt doch das von Herman Wichmann, einem Musiker, herausgegebene Buch Briefe Viktor Gehns von 1876 bis zu seinem Tode 23. März 1890 an seinen Freund H. W. (Stuttgart, Cotta) vor allem eine Rechtsfrage aufzuwerfen. Was ich durch den Druck veröffentlicht habe, das ist durch das Gesetz gegen unbefugten Neudruck während meiner Lebenszeit und noch dreißig Jahre darüber hinaus zu Gunsten meiner Rechtsnachfolger geschützt. Soll nun, was ich vertraulich, fern von dem Gedanken an eine Veröffentlichung, geschrieben habe, vogelfrei sein, sobald ich die Augen geschlossen habe? Darüber besteht wohl nirgends eine Bestimmung, und es ist mehr als fraglich, ob das in dem letzten Willen jemandes ausgesprochene Verbot, seine Briefe drucken zu lassen, irgend eine rechtliche Wirkung haben würde. Und doch rückt das vorliegende Beispiel den Gedanken nahe, gesetzliche Befugnis in dieser Beziehung zuerkannt zu wünschen. Wer sich bewußt ist, dem großen Publikum unbekannt oder doch uninteressant zu sein, braucht

wegen eines Mißbrauches seiner vertraulichen Äußerungen nichts zu besorgen. Allein es ist nicht schwer, sich in die Lage bedeutender Persönlichkeiten hineinzudenken, die befürchten müssen, daß alles, was sie einmal dem Briefpapier anvertraut haben, sofort nach ihrem Tode ans Licht gezogen werde. Oft genug haben wir schon Ursache gehabt, den übergroßen Eifer zu bedauern, mit dem aus dem Nachlaß großer Männer jedes Brief- und Tagebuchschnitzel hervorgesucht wird, das von Nachkommen mit Pietät aufbewahrt werden dürfte, aber für weitere Kreise und spätere Geschlechter keinerlei Wert hat; doch gehören Personen und Zustände, die darin berührt sind, bereits der Vergangenheit an. Wohin soll es aber führen, wenn rücksichtslos ausgekramt wird, was die Gegenwart, noch Lebende berührt und ganz gewiß nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war?

Ein solcher Fall liegt hier vor. Der Empfänger der Briefe Hehn's erklärt wohl, „solche Stellen, deren Veröffentlichung nicht im Sinne des Verewigten schien,“ gestrichen zu haben. Es darf aber mit gutem Grund angenommen werden, daß er bei der Ausübung dieser Zensur sich selbst an die Stelle des Schreibers gesetzt habe. Darauf deuten einzelne Anmerkungen hin. So z. B. in Fragen der Politik, wo beide verschiedene Standpunkte einnahmen. Dagegen merkt man förmlich das Behagen, mit dem sarkastische Äußerungen Hehn's über Personen, gegen die Wichmann einen Groll hegt, wiedergegeben werden. Besonders bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Behandlung Mole'schotts. Wir ersehen, daß Wichmann in Rom den ärztlichen Rat Mole'schotts eingeholt hat, sich über ihn beklagen zu dürfen glaubt und sich gegen Hehn sehr bitter über ihn ausgesprochen haben muß. Wenn nun Hehn seinem Bedauern darüber scharfe Worte beifügt, so wird dieses Echo getreulich wiedergegeben, aber nur angedeutet, wie in den Wald hineingerufen worden sein muß; so in der Anmerkung, die schließt: „Mole'schotts Charakteristik unterlasse ich aus besondern Gründen.“ Und dies führt uns auf das eigentümliche Verhältnis zwischen den beiden Brieffschreibern. Wichmann berichtete offenbar sehr fleißig über sein und der Seinigen Ergehen und fügte häufig kleine Geschenke bei, sodaß Hehn nicht umhin konnte, wenigstens von Zeit zu Zeit zu antworten. Nicht ahnend, zu welchem Zwecke seine Briefe hervorgerufen und gesammelt wurden, plauderte er einmal kürzer, einmal ausführlicher über das, was er soeben erlebt, gearbeitet, gelesen hatte, flocht je nach der Stimmung des Augenblickes Betrachtungen über die Zeitereignisse, über litterarische Erscheinungen, über gemeinschaftliche Bekannte u. s. w. ein und ließ gelegentlich seiner guten oder schlechten Laune freien Lauf. Bei einem Manne von so viel Geist, Scharfsinn, Witz und Gelehrsamkeit braucht gar nicht gesagt zu werden, daß diese Briefe in hohem Grade lesenswert sind, und jedermann weiß auch, daß sich Hehn nicht scheute, seine Meinung über Personen abzugeben, mochte sie mit der sogenannten öffentlichen Meinung übereinstimmen oder nicht. Aber eben deswegen mußte sich der Herausgeber sagen, daß Hehn ungünstige Urteile schon selbst in die Öffentlichkeit gebracht haben würde, wenn er es passend gefunden hätte, und daß ohne seine Einwilligung solche nicht, am wenigsten schon jetzt hätten gedruckt werden dürfen. In mehr als einem Falle können wir behaupten, daß es Hehn sehr wehgethan haben würde, das publizirt zu sehen, was er in augenblicklicher Verstimmung oder im Scherz niedergeschrieben hatte. Etwas ganz andres ist es mit den Berichten und Schilderungen, die er von Petersburg aus an eine baltische Zeitschrift geschickt und von denen Dehio in der Münchner Allgemeinen Zeitung einige Proben gegeben hat: die hatte er für den Druck verfaßt, und die zu sammeln und herauszugeben würde verdienstlich sein.

Nun die Judiskretion einmal begangen ist, dürfen wir uns allerdings nicht entgehen lassen, einiges aus dem Buche zu schöpfen, was zur Charakteristik des Schreibers dienen kann.

Die Sammlung beginnt mit einem Briefe aus Rom (März 1876), der über einen ziemlich mißlungenen Ausflug nach Galera, über Veränderungen in der Physiognomie der Stadt und über die „unheiligen und unwürdigen Forestieri, die in Museen und Villen durch vorwitzige Urteile und kindische Neben das Ohr beleidigen,“ in seiner wohlbekanntten Weise berichtet. Alle weiteren sind in Berlin oder in den verschiedenen Kurorten geschrieben, die aufzusuchen ihn seine Gesundheit nötigte. Sein Herz teilt sich zwischen Berlin und Italien. An dem erstern Orte entdeckt er fortwährend neue Vorzüge, so viel ihm auch an politischen und litterarischen Zuständen gegen den Strich geht; von Italien drängen sich bald Licht= bald Schattenbilder seiner Erinnerung auf, und es wirkt komisch, wenn er seinen Korrespondenten gegenüber die köstlichen Ratschläge für Leute, die besser zu Hause blieben, förmlich entschuldigen muß. Die Sehnsucht, das Land noch einmal wiederzusehen, verläßt ihn nie, er ärgert sich über oberflächliche oder noch schlimmere Urteile (so soll Laszler das seinige über Rom in die Worte zusammengefaßt haben: „Ein schmutziges Nest“!), er erkennt die große Leistung der Valutaregulierung in vollem Maße an, hat aber so wenig Respekt vor dem parlamentarischen Regiment, daß er wünscht, die Versammlung auf Monte Citorio möge von einer Kompagnie Bersaglieri auseinandergetrieben und der Presse eine sanfte sordina auferlegt werden, damit der (platonische) Grundsatz des Ministers Martinez Campos befolgt werden könne: wenig Politik, viel Verwaltung. Und bleibend möchte er seinen Aufenthalt in Rom nicht nehmen, weil ihm dort die natürliche Verbindung mit der nationalen Kultur fehlen würde.

Als Deutschruffe geboren, war Hahn Preuze aus Überzeugung geworden. Seine Bewunderung für Bismarck kommt häufig zu Worte. Als Wichmann den sonderbaren Einfall gehabt hat, ihm eine Stelle über den damaligen Reichskanzler aus einem Berliner Briefe abzuschreiben, sagt er: „Solche Worte (>Ich hasse diesen Mann, dreister Hazardspieler, alles Unendle in der Menschennatur, Brutalität und Gemeinheit, roh und maßlos<) zu lesen, hat mich recht traurig gemacht. . . Was Bismarck betrifft, so bekenne ich in meiner Einfalt, daß mitten in der demokratischen Plattheit und Seichtigkeit, von der man millionenfach in Wort und Schrift und That umwimmelt wird, dieser einzige Mann mein Trost und meine Erbauung ist. Er ist wie Gulliver unter den Liliputanern, die ja auch fleißig ihre Stecknadelpfeile abschossen, ohne ihn töten zu können. Welcher große Mann ist nicht geschmäht worden? Auch Goethe hatte seinen Pustkuchen und viel andre Verkleinerer, und »ich habe ihn von Anbeginn gefaßt« war der Jude Börne dreist genug zu sagen.“

Nach dieser Probe kann sich jeder, der es noch nicht wußte, denken, welche Meinung Hahn von der in den achtziger Jahren wieder so rührigen preussischen Opposition hatte. Nach dem Schuß Hödels schreibt er, noch sei nicht gebrannt und geplündert worden, das stehe erst bevor. „So weit haben es die Doktrinäre, an ihrer Spitze der große Logiker Laszler, seit zehn Jahren mit ihrer Gesetzgebung gebracht, besonders mit der Press-, Vereins- und Versammlungsordnung und der Lähmung der Exekutive dem abstrakten Recht gegenüber.“ Und nach der Ablehnung der Unteroffizierschule in Neu-Dreisach spottet er, der Kaiser habe Eugen Richter mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut, Virchow übernehme das Äußere „wegen früher gethaner prophetischer Aussprüche, ohne Französisch, dafür aber mit

Vivisektion, der zungenfertige Rechtsanwält Munkel Justiz (damit endlich der Rechtsstaat zu stande komme; der Rechtsstaat ist ein solcher, in dem die Advokaten regieren)“ u. s. w. Die andern Namen, die er im Februar 1883 nennt, sind heute bereits so vergessen, daß man sich auf die einstige Rolle ihrer Träger besinnen muß. Das Programm dieser märchenhaften Regierung lautet: „Abschaffung der Armee, dafür Miliz, alle Kasernen geschlossen, keine Polizei, alle Zölle aufgehoben, die Staatsbahnen wieder an die Börse verkauft u. s. w. Auf diese Nachrichten hin ist Paris und Petersburg illuminiert worden, ja selbst in Wien hat die Hofburg eine Freudenfahne ausgestellt. Ganz Deutschland schwimmt in Wonne, aber sonderbar: die Kurse fallen stark.“ Für den Fall des Rücktritts Bismarcks schlägt er 1888 Gladstone als Nachfolger vor. (Wir erinnern hier daran, daß Hehn am 23. März 1890 gestorben ist!) Denselben Ton finden wir in Randglossen zu Texten aus dem Auslande. „Schon jener italienische Staatsmann sagte richtig: *L'Italia è fatta; ora bisogna far gli Italiani* — aber wo sind sie, vor allem die Charaktere?“ Wer denkt dabei nicht an „Deutschland im Sattel“? So führt er Chateaubriands Wort an: *Depuis que le Français ne croit plus à Dieu, il croit à son journal* und liefert hier und da Belege für die Anwendbarkeit des Satzes auf Deutschland. Überraschen wird es viele Leser, daß Hehn Herrn Paul Singer „vor Jahren wohl gekannt hat.“ Sie trafen sich in einer Gesellschaft, in der das Christentum nur durch Hehn und Guido Weiß vertreten war. „Singer ragte dort nicht gerade durch Geist und persönliche Eigenschaften hervor, aber er war bemittelt, ja reich und wurde daher mit unterwürfiger Ehrfurcht umdrängt. Allmählich fühlte er, daß man durch Geld allein nicht berühmt wird; er wollte sich einen Namen machen und ging von dem politischen Radikalismus zur Sozialdemokratie über, wie auch Lassalle und Marx gethan hatten. Er hat die Absicht erreicht, denn jetzt gehört er zu den größten Männern in Deutschland und Palästina, obwohl es keinen größern Gegensatz geben kann als Sozialismus und Judentum.“ Köstliche Ausfälle auf das liberale Philistertum kommen vielfach vor, auf die Leute, auf die das bloße Wort Freiheit herausschreit wirkt, die bescheiden eingestehen, von vielen Dingen nichts zu verstehen, in der Politik aber, „die doch noch schwieriger ist als irgend ein Kunsturteil,“ mit unfehlbarer Haarschärfe aburteilen u. dergl. m. Überhaupt ist der ganze Briefwechsel mit politischen Dingen durchspickt. Der Empfänger der Briefe scheint aber erst spät entdeckt zu haben, daß er selbst zu der großen Masse gehört, und nachdem Hehn ihn förmlich ermächtigt hat, ihn für einen Reaktionär zu halten („Was heißt eigentlich reaktionär? Jede Heilung und Genesung ist eine Reaktion gegen vorausgegangenes Übel. War nicht auch die Renaissance, die zu dem Altertum zurückgriff, eine Reaktion?“), nachdem er die beiderseitige Entfremdung in solchen Fragen ausdrücklich berührt hat, sucht Wichmann nach einer Erklärung dafür, die in jedem Sinne originell ausfällt. Am 1. April 1889 („am Geburtstage des Gewaltigen“) erwähnt Hehn, er bringe drei Abende der Woche in einer Weinstube in kleiner Gesellschaft zu, wo „gescherzt, erzählt, Politik und Litteratur verhandelt“ werde, und nun macht der Herausgeber zu einem Briefe vom September desselben Jahres folgende Anmerkung: „Da Hehn in seinen letzten Lebensjahren allabendlich mit Busch und Bucher in der Weinstube zusammentraf, so ergab es sich von selbst, daß er mehr als sonst sich für Politik interessierte.“ Nach dieser Notiz muß man die Höflichkeit und Geduld bewundern, mit der Hehn diesen brieflichen Verkehr aufrecht erhalten hat!

Einmal hat Wichmann als die vier Schäden des deutschen Reiches bezeichnet: Militarismus, Sozialismus, Judentum und Byzantinismus; Hehn fügt Bier und

Skat hinzu, dem Skat erkennt er nur den Vorzug zu, dem Philister Schweigen aufzuerlegen. Als ein schweres Verhängnis betrachtet er das Umsichgreifen des „herzlosen demokratischen Amerikanismus.“ Manchen sitzenden Stieb erhalten die vulgären Zeitungen, die Berliner „Genies ersten Ranges, Nebenbuhler Goethes,“ eitle Gelehrte und Schriftsteller, die sich an den berühmten Mann hinandrängen oder ihn herablassend belehren, andre, die gegen die neue Orthographie sind, weil diese das Zeilenhonorar schmälert, die affektirte Ausdrucksweise der „Geistreichen“ (z. B. Fanny Hensel an ihren Bruder Felix Mendelssohn in London: „Das Meer ist doch das echte Scheidewasser“) u. a. m. Mit der grünen Moderne scheint Gehn nicht mehr in Berührung gekommen zu sein; die Zurechnungsfähigen in dieser Gesellschaft könnten sich aber den Satz merken: „Das Leben bringt uns Plagen genug, und wir brauchen sie durch Phantasie nicht noch zu vermehren.“ Alles das würde an Wert nichts eingebüßt haben, wenn der Herausgeber die Namen von Personen, auf die einzelne Bemerkungen gemünzt sind, weglassen hätte.

Verlockend wäre es, aus den Briefen alles das zusammenzustellen, was uns Gehn in seinem häuslichen Leben und bei der Arbeit zeigt, den unermüdet fleißigen Mann, der sich fortwährend der Weichlichkeit, des Hangs zum Aufschieben beschuldigt, der sich einen halben und verfehlten Menschen nennt, weil er unbeweibt geblieben ist. Doch wir wollen nicht dem Buche den ganzen Saft auspressen.



Litteratur

Das Repertoire des Weimariſchen Theaters unter Goethes Leitung 1791 bis 1817. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. C. A. S. Burkhardt, Großherzogl. Sächs. Archivdirektor. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1891

Das Buch eröffnet eine Reihe von „theatergeschichtlichen Forschungen,“ die Berthold Lizmann in Jena herausgeben will. In dieser Sammlung sollen Arbeiten aus dem Gebiete der Theatergeschichte veröffentlicht werden, die in einer allgemein litterarhistorischen Zeitschrift „ihres allzu speziellen Themas wegen“ vielleicht keine Aufnahme finden würden (also eine Sammelstelle für ein Spezialfach aus der Spezialwissenschaft), daneben sollen Quellen gedruckt werden, die irgendwie in dieses Gebiet einschlagen, gleichviel ob sie aus archivalischem oder biographischem Material bestehen.

Die Befürchtungen, die man bei diesem Programm hegen wird, daß hier für ein größeres gebildetes Publikum nichts zu finden sein werde, daß nur die eingeholten Schätze für sich bergen möchten, ohne sie aus helle Tageslicht zu bringen, diese Befürchtungen kann der vorliegende erste Band der Sammlung in einer Hinsicht zerstreuen, auf der andern Seite rechtfertigt er sie freilich. Sein Inhalt darf gewiß auf allgemeinere Beachtung Anspruch erheben, dagegen wird die Form schwerlich einen Leser anlocken, der ihn nicht aus fachwissenschaftlichem Interesse in